

**Wo endet die Schrift?  
Wo beginnt die Zeichnung?  
Wo die Poesie?**

**Ein wucherndes Wurzelgeflecht**

Was soll das hier werden? Ein zitatenreiches Selbstgespräch? Ein persönlich grundierter Versuch im Sinne von »Essay«? – Meine Reise führt nach Mesopotamien ins Zweistromland von Logos und Mythos, wo subjektive Willkür und fraglose Gewissheit herrschen. Das Resultat ist ein vollendetes Fragment aus »Abstraktion und Einfühlung« (Wilhelm Worringer). Beides hat seine Berechtigung.

Am 22. Februar 1818 beschloss der 24-jährige Peter Kaiser, der damals in Freiburg im Breisgau die Rechte studierte, sich um die Stelle eines Englischlehrers an seiner Universität zu bewerben. Ob er zuvor einen Entwurf gemacht oder seine Bewerbung ungesäumt ins Reine geschrieben hat, ist nicht überliefert. Auch entzieht es sich unserer Kenntnis, ob er nach vollbrachter Tat im Ratskeller oder im Roten Bären eingekehrt ist, um seinen weinseligen Kommilitonen in der Schenke von seiner Italienreise zu berichten oder mit ihnen über Vielweiberei im Königreich Zululand zu diskutieren.

In Ermangelung eines »Schreibclaviers«, das als Vorläufer der Schreibmaschine erst kurz darauf erfunden wurde, hatte er im Schweiß seines Angesichts die lateinische Druck- oder Blockschrift gewählt. Dergestalt konnte er die Lesbarkeit seiner Zeilen verbessern und vermeiden, dass der Gutachter – wer immer das sein würde – anhand seiner Schrift voreilige Schlüsse auf seinen Charakter zog. Denn der Zusammenhang zwischen beiden, Handschrift und Charakter, war dem jungen Mann aus Liechtenstein vermutlich auch ohne

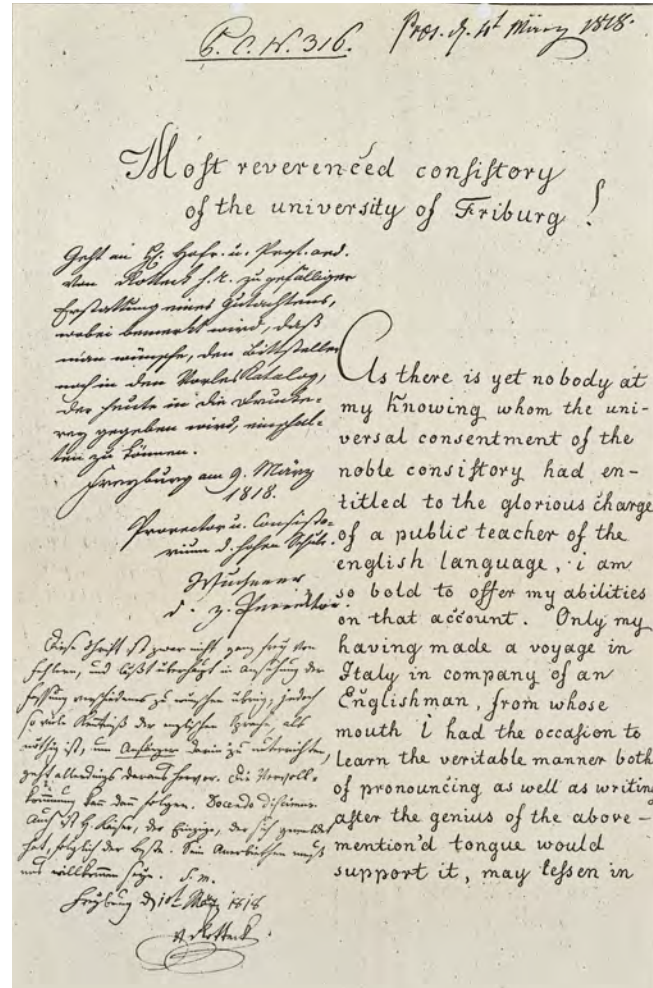


Abb. 1: Peter Kaisers Bewerbung als Englischlehrer aus dem Jahr 1818.

Johann Wolfgang von Goethe bekannt, der bei dem Thema immer wieder gerne herbeizitiert wird.

Peter Kaiser gesteht in diesem in vielerlei Hinsicht aufschlussreichen Brief, dass er seine Englischkenntnisse einer Italienreise in Begleitung eines Engländers verdanke. Das hat ihn offenbar ausreichend qualifiziert, um als Lektor für Englisch engagiert zu werden, obgleich der begutachtende Professor Karl von Rotteck auf dem Originaldokument – natürlich handschriftlich – festhielt, dass die Bewerbung nicht ganz fehlerfrei sei. Uns interessiert freilich nicht so sehr der Inhalt, son-

dern die Form – also die Druckschrift, die im Gegensatz zur Schreib- oder Kurrentschrift Druckbuchstaben nachahmt. Beide sind auf dem abgebildeten Dokument aus dem Archiv der Universität Freiburg glücklicherweise vereint.

Die lineare Kurrentschrift (von lat. »currere« für *laufen, fließen*), die Rotteck verwendet, war bis Mitte des 20. Jahrhunderts verbreitet. Eine Variante davon, die rechtsgeneigte Sütterlinschrift mit ihren schwungvollen Schleifen und ausgeprägten Ober- und Unterlängen, wurde seit den Fünfzigerjahren des 20. Jahrhunderts nach und nach durch die Schreib- oder Laufschrift ersetzt.

Die Normal- oder Ausgangsschrift ist eine fließende Linie, eine Verbundschrift, die in der Schweiz auch Schulschrift oder umgangssprachlich *Schnürlischrift* genannt und meist naserümpfend in Anführungszeichen gesetzt wird. Das ist insofern aufschlussreich, als die Linie oder Leine mit dem Wort *Leinen* verwandt ist. Von hier ist es nur ein Gedankensprung zum Leinengewebe bzw. zur Textur und von dort zum Text bzw. zu dem Stoff, aus dem die Bücher sind. Also zum Inhalt.

Auf dieses Verhältnis von Text und Linie hat schon der vom Pariser Lettrismus der Fünfziger- und Sechzigerjahre geprägte Künstler Roberto Altmann hingewiesen, zuletzt 2006 in seiner großen Ausstellung, einer Art Retrospektive, im Kunstraum Engländerbau in Vaduz. Sein Einfluss auf die hiesige Kunst- und Kulturszene ist nicht zu verkennen, wie ich nicht müde werde zu betonen.

Ergänzen möchte ich, dass Linus (oder Linos) es war, der Herkules das Alphabet lehrte, was dieser ihm dankte, indem er ihn später ermordete, unstreitig eine Tat von hohem Symbolgehalt. Und noch etwas: »Wirklichkeit« gehört zur gleichen Wortfamilie wie »einwirken«, womit wir wieder beim textilen Gestalten wären. Wichtig ist, dass der verträumte Flaneur mit seinem ausschweifenden Stil und seinem Faible für Arabesken den Faden nicht verliert!



Abb. 2: Meinem Großvater Walter Dittmar (1881–1934) wurde am 6. Februar 1904 auf Veranlassung des Königs von Preußen die Rettungsmedaille am Bande verliehen. Als Marineoffizier in Kiautschou in der deutschen Kolonie im Süden der Shandong-Halbinsel war er seinerzeit in die Boxeraufstände verwickelt. Die Hauptstadt des Gebiets an der chinesischen Ostküste war Tsingtau.

Gleiches wird sich auch die Textilkünstlerin Martha Büchel-Hilti sagen, wenn sie zu Zwirn und Faden greift und ihre Bilder – stickt. Die Zeilen auf transparenten Stoffbahnen, gewachstem Papier oder Membranen haben den Charakter von ins Bild drängenden Legenden, die an spätmittelalterliche Schriftbänder auf Gemälden erinnern. Mit ihnen sollte der Sinn der Darstellung verdeutlicht werden. Für ihre Arbeit verwendet die Liechtensteiner Künstlerin Druckbuchstaben und nicht die technisch kompliziertere Verbundschrift.

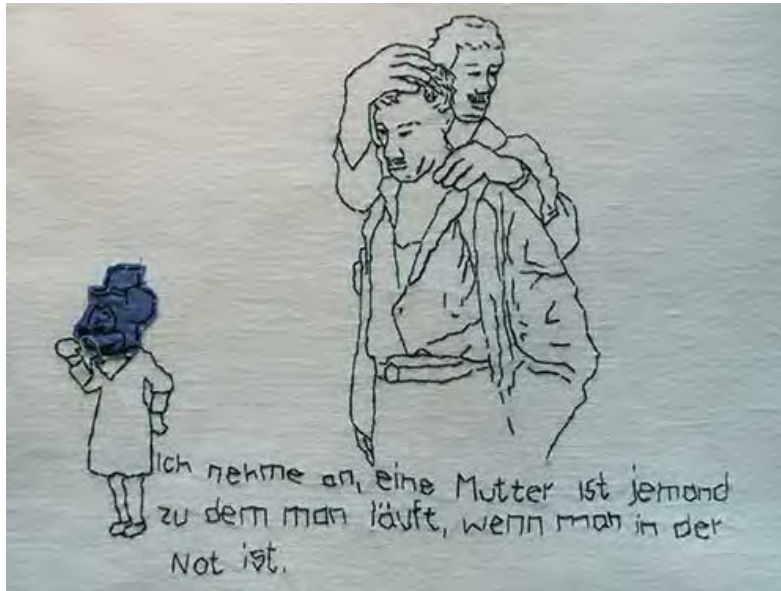


Abb. 3: Stickerei von Martha Büchel-Hilti, mit freundlicher Genehmigung der Künstlerin.

Fußend auf der etwas fragwürdigen Annahme, dass sich die kontinuierliche Handschrift mit ihren Strichen und Schleifen, ihren Kurven und Kehren, ihren Linien und Knoten, Winkeln und Haken als individueller Ausdruck, wenn nicht gar Abbild der Persönlichkeit erst allmählich entwickelt, wird die Schnürlischrift im Unterricht seit 2014 ebenso allmählich durch eine teilverbundene Basisschrift ersetzt. Und zwar entgegen dem Rat von Experten, wie betont werden muss. Mit dieser fragwürdigen Maßnahme geht die Zuversicht einher, dass die Abc-Schützen ihre Handschrift später wie von selbst zu einer verbundenen Schrift weiterentwickeln werden.

Schön wär's. Um die Begriffsvielfalt auf die Spitze zu treiben, sei auf die länderspezifischen Lesarten verwiesen, die in Deutschland sogar von Bundesland zu Bundesland für Verwirrung sorgen. So bleibt es einem jeden unbenommen, seine diesbezüglichen Kenntnisse mithilfe des Internets zu vertiefen. Ich persönlich halte mich an den Begriff *Verbundschrift* – im Gegensatz zur *Schreibschrift*.

Allen gutgemeinten Reformbemühungen zum Trotz ist mit erheblichen Verlusten zu rechnen – im konkreten Fall mit dem der persönlichen Handschrift, die bekanntlich nicht wenig dazu beiträgt, das Geschriebene besser im Gedächtnis zu behalten. Jeder, der früher mal einen Spickzettel vorbereitet und im Ärmel versteckt hat, kennt das Phänomen: Wenn's drauf ankommt, braucht man ihn nicht mehr, den Spicker, weil man die Vokabeln oder Formeln bereits auswendig weiß. Eben weil man sie zuvor notiert hat. Und zwar von Hand.

### Erinnern und Vergessen

Ich erinnere mich noch lebhaft an unseren Mathelehrer. Frater Anton hieß er, und er hatte mich längst aufgegeben. So wie er es aufgegeben hatte, sich alle Namen seiner Zöglinge zu merken, die er durch die Bank Moritz nannte. Ich sehe ihn noch vor mir und höre ihn seinen Lieblingsspruch aufsagen, den nach dem dritten Mal keiner mehr lustig fand: »Man kann sich auch ein Loch in die Kniescheibe bohren und warten, bis Öl kommt.« Dieser Frater Anton, ein großer Zyniker vor dem Herrn, war ein Genie im Aufspüren von Spickern. – Aber ist das wirklich meine Erinnerung? Und nicht doch meine Erfindung?

Das Wort *Erinnerung* ist natürlich fehl am Platz. Oder um mit Giambattista Vico zu sprechen: *Verum ipsum factum*. Zu Deutsch etwa: Das Wahre (oder die Wahrheit) ist selbstgemacht. Oft ist Erinnerung nichts weiter als aus dem Vergessen geborene Erfindung. Es ließen sich zahlreiche Belege für die Fiktion der Fakten anführen.

Apropos Vergessen: Nicht wenige Wissenschaftler bestreiten, dass es so etwas wie Vergessen überhaupt gibt. Ihnen zufolge ist alles irgendwo gespeichert ... wie in einer Abfalltonne, so ist in der Erzählung »Das unerbittliche Gedächtnis« von Jorge Luis Borges zu lesen.



Geschenkt! Was Neurologen und wir landläufig unter *Vergessen* verstehen, ist durchaus zweierlei. Aus neurologischer Sicht mag ein solcher Streit berechtigt sein, aber mir ist er einerlei. Meines Erachtens ist das eine Debatte um Definitionen, weiß doch ein jeder, dass er vergisst! So nennt man das Phänomen, wenn Wissen in der Versenkung verschwindet. Und im Übrigen: Wie kann man erinnern, ohne vorher zu vergessen?

Von Hand schreiben hilft also beim Denken. Allein im Zuge der Digitalisierung werden wir alle zu »Wischern«. Wie jener brave Bursche, den ich neulich auf einer Wanderung traf: Angesichts der schräg vor ihm montierten Informationstafel machte er instinktiv diese zeittypische Wischbewegung, um sich nach zwei missglückten Versuchen fassungslos abzuwenden. Es war ihm förmlich anzusehen, wie er innerlich den Kopf schüttelte.

Und wir? – Wir leisten kaum Widerstand, wenn eine uralte Kulturtechnik dem Zeitgeist geopfert wird, und nehmen ungerührt in Kauf, dass die Handschrift aus dem Alltag verschwindet (und *allenfalls* im Tagebuch noch eine Zeitlang überlebt).

Dieser Prozess ist weder aufzuhalten noch soll er allzu laut beklagt werden. Das computergeschriebene Wort ist und bleibt ein notwendiger Schritt auf dem Weg zum gedruckten Buch. Da wir mit dem PC von der Grafik über den Satz bis zur Druckvorlage fast alles selber machen, ist es unvermeidlich, dass beim Schreiben einiges von dem, was in unserer Handschrift zum Ausdruck kommt, verborgen oder auf der Strecke bleibt.

### Ein Schlaglicht auf die Literaturszene

Vor diesem Hintergrund sind die hier erscheinenden Manuskripte zu verstehen. Die literarischen Schriftzüge von zeitgenössischen Autorinnen und Autoren werfen ein strahlendes Schlaglicht auf die Literaturszene Liechtenstein, in der sich in den letzten Jahren einiges getan hat. Davon zeugen nicht zuletzt ein PEN-Club, ein Literaturhaus und ein Autorenverband.

»Von Hand« soll nicht mehr und nicht weniger sein als ein Schnappschuss, eine Momentaufnahme des literarischen Schaffens in seinen Handschriften innerhalb der Grenzen dieses unseres überschaubaren Landes.

Evi Kliemand, Hans-Jörg Rheinberger und Michael Donhauser haben es vorgemacht, Dutzende streben ihnen nach oder tun es ihnen gleich: Sie begnügen sich nicht mit im Eigenverlag erschienenen Werken, sondern suchen Anschluss an die überregionale Verlagszene, was – wie jeder weiß – mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft ist (und zuweilen dennoch von Erfolg gekrönt wird).

Allen Globalisierungsaposteln zum Trotz, die den Unterschied zwischen *deskriptiv* und *proskriptiv* übersehen und uns versichern, dass Nationalliteratur obsolet sei, scheitern wir Liechtensteiner oft daran, dass wir weder zur Schweiz noch zu Österreich oder Deutschland gehören, sondern zwischen allen Stühlen sitzen. So scheint eine nationalstaatlich begrenzte Sammlung wie die vorliegende unzeitgemäß zu sein, und manch einer wird sie sogar für unangebracht halten.

Nachdem der Inhalt literarischer Werke in meinen Augen für gewöhnlich überschätzt wird, gilt meine Aufmerksamkeit ausdrücklich der Form. Auf sie kommt es schließlich an. Der Inhalt ist nichts ohne die Form, behaupte ich. Daran ändert auch der Hinweis auf »soziale Relevanz« oder »Wahrhaftigkeit« nichts.

### Souvenirs, Souvenirs!

Gesammelt wird seit eh und je – entweder um Vorsorge zu treffen für schlechte Zeiten – wie das Eichhörnchen, dem der Winter bevorsteht – oder um Erinnerungen wachzuhalten und wertvolle Dinge vor dem Verschwinden zu bewahren.

»Souvenirs, Souvenirs«, sang Bill Ramsey Ende der Fünfzigerjahre. Damals auf dem Höhepunkt des Wirtschaftsbooms, als das Reisen noch geholfen hat, waren das Andenken aus fernen Ländern oder Devotionalien von Elvis Presley, Gina Lollobrigida, Maurice Chevalier

oder Stirling Moss. »Sie lassen alle mal was liegen, die Großen dieser Welt«, weiß Bill Ramsey, »und das sind die Souvenirs, die man überall erhält.«

Außer Plastikmüll und Erfahrungen gibt es noch vieles mehr, was man sinnvollerweise sammeln kann: Briefmarken, Bücher, Teddybären, Schneekugeln, Oldtimer und sogar Kolbenfüller – von Montblanc, Montegrappa, Namiki oder Faber-Castell, um beim Thema Handschrift zu bleiben. Am liebsten limitiert, Sondereditionen namens »Rudyard Kipling«, »Antoine de Saint-Exupéry« oder »Leo Tolstoy«. Da ist kaum etwas, das sich nicht sammeln ließe, und das größte Glück des Jägers besteht darin, seine Sammlung zu erweitern. Manch einer verliert dabei das Objekt seiner Begierde aus den Augen und sieht in ihm nur mehr die Trophäe. Das gilt für den Autographensammler, der eine eigenhändige Widmung von Marcel Proust zum Preis von 30.000 Franken erwirbt, ebenso wie für den Autogrammjäger, dem – »vom flüchtigen Anblick der Schrift ins Herz getroffen« (Franz Werfel) – eine Unterschrift von Marlene Dietrich 45 Franken wert ist.

Während der eine Sammler das Authentische preist und der andere Handschriften graphologisch deutet, begnügt sich der dritte mit dem *Schriftbild*, dessen Ästhetik er wie eine Zeichnung oder ein prachtvolles Gemälde genießt.

#### Wird Sprache durch Schrift erst schön?

Mit Blick auf die japanische Kalligraphie stellte Roland Barthes einst die Fragen: *Où commence l'écriture?* – *Où commence la peinture?* Oder noch einmal anders gefragt: *Wo endet die Schrift? Wo beginnt die Zeichnung?* Und schließlich: *Wann wird aus Zeichnung Malerei?*

Wird Sprache also durch Schrift erst schön, wie eine Ausstellung über Typographie in München uns 2011 einreden wollte? Sagen wir's mal so: Aus Sicht des Typographen mag das zutreffen, aber kein Argument der Welt könnte Mark Twain umstimmen, der überzeugt war, dass es keine andere Sprache gebe als Deutsch, »die derart schlampig und unsystematisch ist«.

Dem würde wohl jeder Opernsänger widersprechen, obschon nicht einzusehen ist, warum man das, was man sagen will, ausgerechnet singen muss. Vielleicht ist das nur bei mir und in meiner Generation so, aber ich bringe kein Lied mehr über die Lippen, schon gar nicht vor Zeugen, also in Gemeinschaft. Auch Pop-Konzerte und andere Massenveranstaltungen – nicht nur musikalischer Art – sind mir unerträglich. Daran sind die Nazis schuld, denn sie haben das Liedgut vergiftet und dem Gesang die Unschuld geraubt. Der ungarische Schriftsteller Sándor Márai bringt es auf den Punkt: »Man schritt strammer, wenn man Musik hörte, und das war alles« (*Die Glut*). Gleichwohl kann mich kollektive Begeisterung zu Tränen rühren. Mehr ist dazu nicht zu sagen.

1990, anlässlich der ersten und leider einzigen Internationalen Fax-Art-Biennale in der *Tangente* in Eschen, zu der wir, Karl Gassner, Susanne Gassner und ich, dreitausend Kunstschaffende aus aller Welt eingeladen hatten, trudelten weit über tausend Text-Bild-Seiten



Abb. 4: Erste Internationale Fax-Art-Biennale am 16.6.1990 in der Galerie *Tangente* in Eschen. Im Vordergrund v.l.n.r.: Karl und Susanne Gassner, Jens Dittmar.

ein. Das Fax war damals noch ein relativ neues Kommunikationsmittel zur telefonischen Übertragung von Dokumenten und kam vor allem für den Schriftverkehr im Büro zur Anwendung. Darauf waren die Teilnehmer eingestellt, und viele haben bei dieser neuartigen »Mail-Art-Aktion« die engen Grenzen des Wortes verlassen und ihre illuminierten Botschaften in Richtung Zeichnung oder skripturale Malerei erweitert.

Dreißig Jahre später ... und Ähnliches geschieht bei dem aktuellen Projekt mehr oder weniger beiläufig und von mir durchaus so erwünscht: Das Medium wird zwar nicht gerade zur Botschaft, doch bei manch einem Beitrag bahnt sich eine Fusion von Text und Bild an. Oder anders ausgedrückt: Es entsteht eine Wechselwirkung zwischen Botschaft und Schriftbild. Ganz in Friedrich Nietzsches Sinn, der seinem Sekretär Heinrich Köse- litz im Februar 1882 einräumt: »Sie haben recht – unser Schreibzeug arbeitet mit an unseren Gedanken.«

Anders als bei Autographen, die ein authentisches Bild abgeben, an dem Graphologen ihre Kunst erproben können, findet hier – sofern man sich nicht entschlossen hatte, Seiten aus seinen Notiz- oder Tagebüchern abzuliefern – eine Art positive Rückkoppelung statt, die dem Bewusstsein geschuldet ist, dass die Arbeit für den Druck bestimmt und daher Teil einer Selbstentblößung ist. So wird aus Schrift unversehens ein Bastard aus Wort und Bild, der sich mit allen gut verträgt.

### Schauplatz Liechtenstein

In der Geschichte der Kunst der letzten 100 und mehr Jahre lassen sich etliche Beispiele für eine lettristische Interferenz anführen, die von Dada bis zu visueller Poesie reicht. Oder von Klee bis Twombly. Oder von Blake bis Brus, wem das lieber ist. Oder von Apollinaire bis Thomkins. Und so weiter und so fort. Von früheren Jahrhunderten (oder gar Jahrtausenden) ganz zu schweigen. Man denke an die Bilderschriften der alten Ägypter, an Emblematis und an die Buchstabenzauberer des Manierismus.

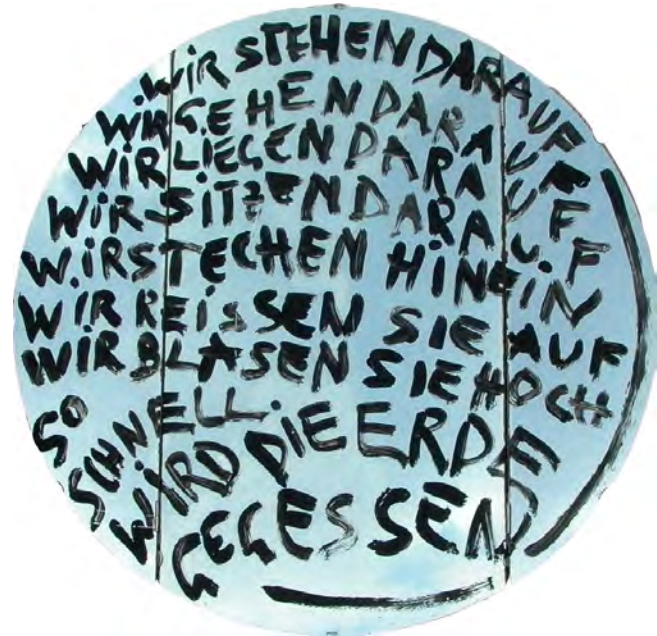


Abb. 5: Anne Marie Jehle, Ohne Titel [Wir stehen darauf], nicht datiert, Farbe auf Spiegelglas, Durchmesser 98 cm. Mit freundlicher Genehmigung der Anne Marie Jehle Stiftung, Vaduz.

Auch in der kleinen Kunstgeschichte Liechtensteins wimmelt es von Zeichen. Neben Roberto Altmann, auf den ich später eingehen möchte, muss Anne Marie Jehle erwähnt werden. Sie, deren Werke im Umfeld der Fluxus-Bewegung zu verorten sind, entpuppt sich als Meisterin der »Aneignung fremder Schätze« (Johann Wolfgang von Goethe).

Vier weitere Künstlerinnen dürfen hier nicht fehlen: Sunhild Wollwage, Brigitte Hasler, Gertrud Kohli und Regina Marxer.

Zunächst Sunhild Wollwage: Als Linkshänderin fällt es ihr leicht, Spiegelschrift zu schreiben. Dabei geht es ihr nicht um Kryptographie wie Leonardo da Vinci, auch wenn sich ihre *Metaskripte* (die sie selbst freilich nicht so nennt) vorzüglich als Kassiber eignen würden. Indem sie eine Schicht über die andere legt, entstehen Kryptogramme, die vermutlich nicht einmal sie selbst zu entschlüsseln vermöchte. Da hilft weder



ein Spiegel, den man, wie jeder weiß, bei solchen Gelegenheiten neben den Text hält, noch ein raffiniertes Computerprogramm, mit dem sich Spiegelschrift hin und her verwandeln lässt.

Vermutlich käme sogar die legendäre ENIGMA der deutschen Wehrmacht an ihre Grenzen. Es sei denn, sie verfügte über den Röntgenblick oder ein hochempfindliches Objektiv mit einer Linse von extrem geringer Tiefenschärfe, um die dünnen Bleistift-Schichten von-



Abb. 6: Metaskript von Sunhild Wollwage, mit freundlicher Genehmigung der Künstlerin, die ihre Arbeit Überschreibung nennt.

einander zu trennen. Denn wie bei einem »Wunderblock«, den man immer wieder von Neuem beschriften kann, bleibt bei Sunhild Wollwage Schicht für Schicht irgendwie erhalten.

Brigitte Hasler ist die nächste im Bunde. Sie ist als Künstlerin und Lyrikerin tätig. Der zentrale Aspekt ihres Schaffens ist der Wandel. In einer ihrer letzten Ausstellungen widmete sie sich den Vorsilben und deren Einfluss auf die Bedeutung. Auch maschinenlesbare Strichcodes sowie andere fiktive Codes haben es ihr angetan.

Ferner soll Gertrud Kohli erwähnt werden, in deren Werk wiederholt Elementarzeichen auftreten, die Lesbarkeit suggerieren. Ein Werkzyklus trägt den unmissverständlichen Titel »Alphabet des Lebens« (2003).

Ihr zur Seite steht Regina Marxer, die in einer ihrer Publikationen das Stichwort »Verwandlung« ins Spiel bringt. Auf die Frage, ob Schreiben Kunst sei, antwortet sie: »Ein Wort ist auch eine Verwandlung. Eine Lüge. Kunst lügt. Kunst ist langsam.«

Wer dünkte da nicht an Ovids *Metamorphosen*! Verwandlung bedeutet aber auch, dass das Verwandelte aufhört zu sein. Nicht selten ist es die in Sprache verwandelte Wirklichkeit, die hinter den großen Worten verschwindet, ja unter ihnen begraben wird.

Schließlich darf ich in aller Bescheidenheit auf meine eigenen sogenannten »gefälschten Liebesbriefe« hinweisen, die kaum je öffentlich und schon gar nicht im Zusammenhang gezeigt wurden.

Ganz recht, ich nenne sie Liebesbriefe, warum auch nicht! Der erste, eine heimliche Liebeserklärung aus Zittern und Bangen, war noch ziemlich ernst gemeint. Was dann aber folgte, waren plumpe Fälschungen, zu nicht-alphabetischer *écriture automatique* aus fiktiven Zeichen geronnener Ausdruck meiner selbst. Daher spreche ich von »gefälschten Liebesbriefen«. Als solche fanden sie ihren Niederschlag in meinem Roman *So kalt und schön*. Ich zitiere: »Sie [die gefälschten Liebesbriefe aus fiktiven Zeichen] sahen zwar aus wie Briefe, aber die Kalligrafie war trügerisch, ihre Bedeutung bloß



Abb. 7: Gefälschter Liebesbrief. In: Jens Dittmar: *Life is a killer*. 1985ff. Unikatbuch als Hommage an John Giorno.

vorgetäuscht. Suggestion und Verweigerung waren zentrale Aspekte seiner [Gerhard Wolffs] Arbeit. Die ästhetischen Gebilde aus Schrift und Zeichen sollten gestische Liebesbriefe ohne Botschaft sein, will heißen, die Botschaft würde sich allenfalls auf höherer Ebene offenbaren, indem das Schreiben selbst bedeutet, aber nicht der Inhalt des Schriftstücks.«

Und? War's das jetzt? Nein, immer noch nicht ganz! – Der Vollständigkeit halber will ich zwei weitere klandestine Lettristen ins Feld führen: Matthias Frick mit seinen farbenfrohen, hypergraphischen Bildern im Geist von Adolf Wölfli oder August Walla, und natürlich Rita Fehr. Ich meine nicht ihre großformatigen Aquarelle, von denen eines – neben Werken von Tone Fink und Josua Reichert – auf drei Metern Höhe in mei-

nem Büro hängt, sondern ihre illuminierten Textbotschaften, farbig ausgeschmückte Kryptogramme wie jenes, welches sie mir am 18.9.1988 aus Anlass einer Thementausstellung in der *Tangente* nach München geschickt hat.

### Sprache, die für dich dichtet und denkt

»Zum Lesen überhaupt gehört die Kenntnis der Buchstaben«, befand der Gastwirt und Landtagsabgeordnete Johann Baptist Beck in seinem Lehrbuch für den Sprachunterricht, das im Liechtensteinischen Landesarchiv aufbewahrt wird. Weiter gibt der Schulmeister aus Triesenberg zu bedenken: »Das Reden ist das Natürliche, das Lesen ist das Künstliche.« – Wie künstlich muss demnach das Schreiben sein, wenn schon das Lesen so künstlich ist, wie Beck noch im 19. Jahrhundert annimmt?

Bei der Frage fällt mir Hans Magnus Enzensbergers Poesieautomat ein, der im Foyer des Literaturmuseums der Moderne in Marbach am Neckar an der Wand hängt. Dabei handelt es sich um eine mehrzeilige, lineare Anzeigetafel, wie man sie von Bahnhöfen kennt, mit deren Hilfe Gedichte generiert werden können.

Der eine oder andere, der bei seiner Swift-Lektüre über die ersten beiden Teile von *Gullivers Reisen* hinaus kam, erinnert sich vielleicht an des Erzählers Aufenthalt in Balnibarbi, das zur »Schwebenden Insel« Laputa gehört. Dort in der Akademie von Lagado durfte Gulliver eine wunderliche Handmühle aus zahlreichen Holzwürfeln bestaunen. Auf jeder Seite dieser Würfel »standen alle Wörter ihrer Sprache [...] aufgeschrieben«, die den ganzen Wortschatz ausmachten, sodass mit ihnen unendlich viele mehr oder weniger sinnvolle Sätze gebildet werden konnten. Mit dieser Erfindung in der Tradition barocker Textmaschinen sollte auch »der dümmste Mensch ohne Genie und Studien bei sehr geringen Unkosten und mäßiger Leibesbewegung beliebig viele philosophische, politische, juristische, mathematische und theologische Bücher schreiben« können.



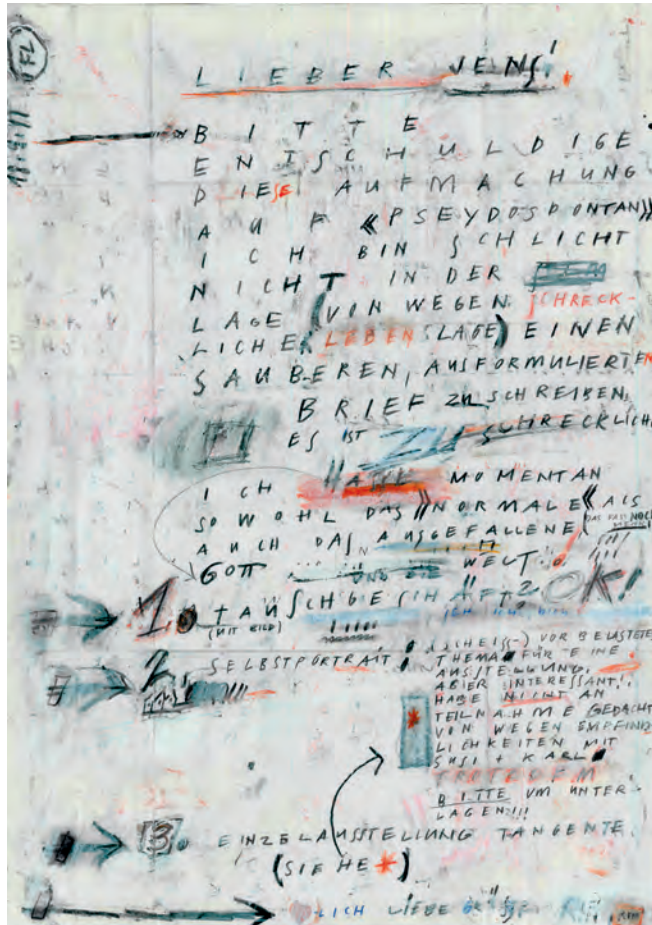


Abb. 8: Rita Fehrs Absagebrief anlässlich einer Ausstellung zum Thema »Selbstporträt«, die dann vom 6. bis 20.11.1988 ohne sie in der Tangente stattfand.

Wer in derart erzeugten aleatorischen »Wurftexten« (Ludwig Gosewitz) oder »gewürfelten Texten« (Ferdinand Kriwet) einen Sinn entdeckt, möge sich bitte bei mir melden, damit wir darüber diskutieren können.

Jetzt wäre es an der Zeit, auf Mallarmés Würfelwurf von 1897 hinzuweisen (*Un coup de dés jamais n'abolira le hasard*). Oder Johann Karl Wezel zu erwähnen, den zu lesen ich unlängst das Vergnügen hatte. Das würde indes alles zu weit führen. Aber spannend wäre es schon!

Kurz und gut: Wir leben in einer geworteten Welt, verkündet Leo Weisgerber. Und Buchstaben und Zeichen sind alles, was wir haben, sekundiert Aleph

Kraus-Góngora. Zusammen bilden sie, die Buchstaben und die Zeichen, das Buch des Lebens.

Wer möchte da widersprechen. Festzuhalten gilt: Der einzige Autor, der diese Bezeichnung verdient, ist Gott, denn als Architekt der Wirklichkeit schuf er nicht nur die »heilsame, alphabetische Ordnung« (Grimms Wörterbuch), sondern formte aus Buchstaben Wörter. Adam und Eva im Paradies mussten sich nur noch auf deren Verwendung einigen. – Der Buchstabe ist eben doch mehr als ein zweckmäßiges Zeichen, wie Kandinsky meint, sondern eine schöpferische Kraft.

Spätestens jetzt kommt die Kabbala ins Spiel, wonach Sprache mehr ist als eine schlichte Nomenklatur. Dass solches nicht allen behagt, lässt sich denken. Als ich mit einem Freund darüber sprach, versetzte er: »Das ist mir alles viel zu nebulös, viel zu theosophisch.« Danach schwangen wir uns wieder auf die E-Bikes, um unsere Fahrt nach Figeac fortzusetzen. Dort im Innenhof des Schriftenmuseums wollten wir ein Werk des amerikanischen Konzeptkünstlers Joseph Kosuth besichtigen, mit dem Jean-François Champollion gedacht wird, der mithilfe des Steins von Rosette die ägyptischen Hieroglyphen zu entziffern vermochte.

Doch zurück nach Liechtenstein: Zum Thema Schrift und Alphabet wüsste der Historiker und Bildhauer Georg Malin auch einiges zu berichten, aber er lässt seine Buchstabenwürfel aus Chromnickelstahl für sich sprechen. An seiner statt meldet sich der Schriftsteller Herbert Meier zu Wort. Er behauptet, die Buchstabenwürfel »fangen alles ein, was an Welt um sie lebt und erscheint«.

Was das Verhältnis zwischen dem Alphabet und der Welt betrifft, so notierte auch schon Victor Hugo in seinen Reisebüchern: »Die menschliche Gesellschaft, die Welt, der ganze Mensch ist im Alphabet enthalten. Freimaurerei, Astronomie, Philosophie, alle Naturwissenschaften haben hier ihren unsichtbaren, doch sehr realen Beginn [...]. Das Alphabet ist eine Quelle.«

Nicht dass dagegen etwas einzuwenden wäre, nie



Abb. 9: Buchstabenwürfel von Georg Malin in Vaduz.

und nimmer, aber Claudio Magris kommt dem Geheimnis der Sprache wesentlich näher als Herbert Meier, Victor Hugo und viele andere. Er behauptet nämlich, dass das Wort »die Wirklichkeit enthält und zugleich erfindet«. Damit wird er dem Doppelcharakter der Sprache schon eher gerecht, weil sie abbildet *und* gestaltet. Einerseits bezeichnet sie etwas, das unabhängig von ihr existiert (deskriptiv), andererseits beschwört sie eine soziale Wirklichkeit, indem sie der Wahrnehmung eine Richtung weist (präskriptiv). Entscheidend dabei ist der Befund, dass die Sprache das Denken steuert, während wir in dem Glauben verharren, dass wir die Herren unserer Gedanken sind.

Warum denkt jemand so obsessiv über Sprache nach wie ich und kommt dabei doch auf keinen grünen Zweig? – Der erste Teil dieser Frage ist leicht zu beantworten: Als Neunjähriger erlebte ich einen Sprachschock als Kulturschock, sodass mir Benjamin Lee Whorfs Theorie des sprachlichen Relativitätsprinzips, von der ich allerdings erst zehn Jahre später erfuhr, sogleich einleuchtete: Jede Sprache kartographiert die

Welt auf ihre Weise. Da gibt es »keine Lücken, durch die man zwischen Wort und Gegenstand hindurchschauen und ins Nichts starren« kann, wie Herta Müller feststellt. Das ist der Grund, warum sich Weltbilder von einer Sprache zur anderen unterscheiden. Diese Unterschiede sind mehr oder weniger groß, aber schon geringe Abweichungen schaffen bei einem halbwüchsigen Jungen, der in seiner Entwicklung noch nicht festgelegt ist, erhebliche Irritationen.

Der zweite Teil der Frage ist weitaus schwerer zu beantworten: Zu vielfältig und gegensätzlich sind die Sprachtheorien seit den ersten Tagen, da sich der Mensch, dieses sprechende Tier, mit dem Thema befasst hat. – Dabei will ich es für diesmal bewenden lassen.

#### Das Zentrum für Kunst

Nun wäre es unverzeihlich, das Zentrum für Kunst und Kommunikation in Vaduz zu übergehen, zumal dessen *Spiritus Rector* Roberto Altmann als Herausgeber der programmatischen Zeitschrift *apeiros* in Erscheinung trat. Das altgriechische Wort verweist auf ein Fragment des Vorsokratikers Anaximander. Demzufolge ist das *Apeiron* Anfang und Ende alles Seienden, das Unbegrenzte und der Urstoff, aus dem alles kommt und in den alles mündet.

In der Blüte des Zentrums für Kunst 1974–1980 waren dort Werke von Kolář, Villeglé, Tàpies, Akeji, Tobey, Thomkins und vielen anderen zu bestaunen, die nach der atomaren Struktur der Zeichen und einem wesenhaften, sprich *göttlichen* Zusammenhang zwischen den Namen und den Dingen fahndeten. Unvergesslich die heftigen Debatten über Cy Twomblys »Kritzeleien«, die damals lächerliche 600 Franken kosten sollten. Und ich war der Lautesten einer.

Ich besuchte im Wintersemester 71/72 laut Testatheft ein mathematisch-philosophisches Seminar zu Ludwig Wittgenstein der Professoren H. Groß und Jean-Pierre Schobinger, von dem ich so viel verstand wie die Kuh von der Arktis.



Was an jenem 29. Februar 1972, einem Schalttag, im Zürcher Niederdorf geschah, gehört indes zu den Privatmythen, die keiner Worte mehr bedürfen. Nichtsdestotrotz bereitet es mir immer noch Kopfzerbrechen, wiewohl ich mittlerweile weiß, dass »Malatesta« nicht Kopfweh heißt (bezogen auf den Fusel in der Studentenkneipe gleichen Namens), sondern ein italienisches Adelsgeschlecht ist, dem der Anarchist Errico Malatesta entstammte. Inzwischen sind 48 Jahre vergangen. – So viel nochmal zum Thema »Vergessen«.



Abb. 10: Das Zentrum für Kunst und Kommunikation in Vaduz.

So ist es nur folgerichtig, Roberto Altmann, der »zu seiner Zeit ein berühmter Künstler« war, wie Roberto Bolaño in einer posthum erschienenen Erzählung behauptet, zur Teilnahme an dem vorliegenden Buch einzuladen. Dachte ich. Nach mehreren Vorgesprächen zeigte er mir den Entwurf eines Briefes, den er mir schreiben und

zur Publikation freigeben wollte, in dem er anschaulich schilderte, wie sein Interesse am Alphabet und anderen Zeichensystemen entstanden war. In wenigen Sätzen beschwor er die Nachkriegszeit in Paris herauf und erinnerte lebhaft an seine Lehrerin und die hölzernen Zweierpulte mit ihren in die Tischplatten eingelassenen Tintenfässchen aus Porzellan. Amerikanische Soldaten bevölkerten die Bistros von St. Germain und flanieren über den Boulevard St. Michel, immer auf der Suche nach ... Ja, wonach eigentlich?

Als ich das hörte, musste ich an George Gershwin und das Musical *Ein Amerikaner in Paris* denken. Auch Henry Miller und Ernest Hemingway fielen mir ein, wiewohl sich deren Pariser Skizzen auf die Zeit zwischen den Weltkriegen beziehen. Ich dachte an den Kinofilm *Der Dieb der Worte* und an Rory Janson, der ein Manuskript fand, es Wort für Wort abschrieb, um zu erfahren, wie es sich anfühlt, ein großer Schriftsteller zu sein. Bis er es schließlich als sein eigenes ausgab und damit Erfolge feierte.

Leider ist Roberto Altmanns Entwurf verschollen – oder wie er beteuert – gestohlen worden. Aufgrund seiner Krankheit mussten sämtliche Versuche, den besagten Brief zu rekonstruieren oder ein anderes Schriftbild des Künstlers, von denen es aufgrund seiner Nähe zum Lettrismus reichlich gibt, für diese Publikation aufzutreiben, eingestellt werden.

### Die Kunst des schönen Schreibens

Schreiben ist geschäftiger Müßiggang, wie Götz von Berlichingen behauptet. Ob die Juristin Christine Glinski-Kaufmann, die sich seit ihrer Pensionierung der Literatur widmet, auch »Schauer der Befriedigung« erlebte wie der Schriftgelehrte Donald Jackson, als es ihr gelang, die ersten Buchstaben zu schreiben? – Ich halte es für ausgeschlossen, dass ein Abc-Schütze je vortrefflichere Buchstaben gezeichnet hat als sie. Meine eigenen vielleicht ausgenommen, was sich leider nicht beweisen lässt, weil meine Schulunterlagen alle verbrannt sind.

Zu ihrer Fingerübung von anno dazumal meint sie heute, rund 60 Jahre später, dass sie nicht mehr oft nach Planken reise. Stattdessen fahre sie mit ihrem Mann am liebsten ans Mittelmeer. »Was in unserem Gepäck nie fehlt: Schreibzeug, Bücher und Fotoapparate ... um die ›herrlichen Blicke‹ festzuhalten.«

So sei es! Leben wir doch in der schönsten aller Welten. Also lasst uns die herrlichen Ausblicke genießen und unsere Gedanken dazu in Worte fassen! Nennen wir es dreist *Outdoor Writing* oder *Public Writing*. Schreiben und Skizzieren unterwegs, in Planken und am Mittelmeer. In diesem Fall vielleicht *Beach Writing* – analog zu *Beach Reading*. Bei *Fish 'n Chips* und einem Glas Prosecco. Man suche sich ein stilles Plätzchen, wo einem keiner über die Schultern schießt, und los geht's. Wenn Bücher über *Urban Sketching* Erfolge feiern und beachtliche Auflagen erzielen, warum nicht auch solche über *Public Writing*?

»Und von Kunst gar«, so der rotlackierte Individualanarchist John Henry Mackay um 1920 in seiner Autobiographie, »von Kunst war auf der Schule nie die Rede gewesen, und dass das Wort *Schönheit* auch nur einmal gefallen wäre, war ihm [dem Freiheitssucher, also dem Autor selbst] nicht erinnerlich. Schönheit – auf der Schule? – welches Gelächter sich wohl erhoben hätte auf allen Seiten bei dieser Forderung.«

Ist es Zufall oder Notwendigkeit, dass mir Mackays *Freiheitssucher* ausgerechnet jetzt einfällt? Oder soll ich Biondetta glauben, dem verliebten Teufel aus der 1772 erschienenen Novelle von Jacques Cazotte (*Le diable amoureux*): »Es gibt keinen Zufall in der Welt. Alles ist von jeher eine Folge notwendiger Verknüpfungen gewesen und wird es immer sein; man kann sie nur durch die Kenntnis der Zahlen verstehen, deren Prin-

zipien gleichzeitig so abstrakt und tief sind, dass man sie nicht begreifen kann [...]. Die Verkettung der Zahlen bestimmt den Rhythmus des Weltalls, sie regelt das, was man die zufälligen und angeblich bestimmten Ereignisse nennt, sie zwingt sie durch unsichtbare Hebel, dass jedes zu seiner Zeit vor sich geht [...].«

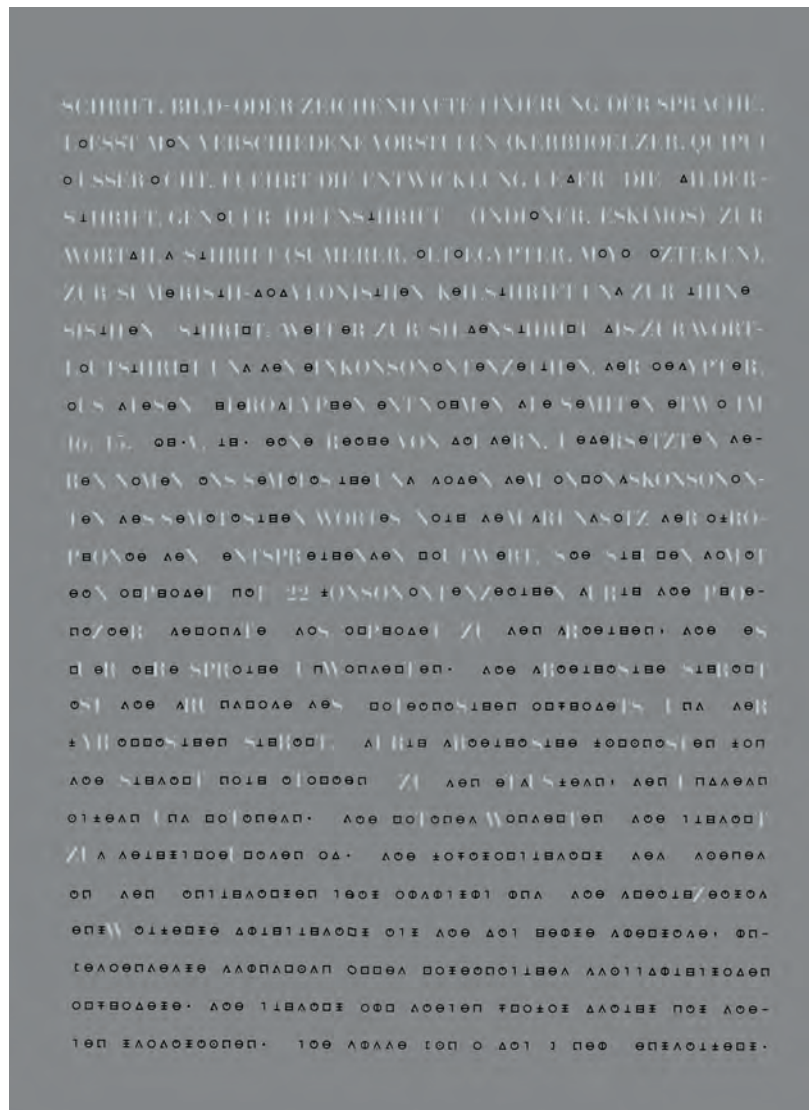


Abb.: 11: »Schrift ist eine bild- oder zeichenhafte Fixierung der Sprache.« Bei dem Alphabet, das der Grafiker Hans Peter Gassner 1987 schuf, triumphiert die Form über den Inhalt. Was niemanden davon abhalten soll, den vollständigen Text zu dechiffrieren.